Europäische Postnachrichten.

Theaterskandale im Berliner Schauspielhaus.

„Werfen Sie doch diese Lümmels hinaus!" rief Bassermann in's Publikum.

Berlin, 13. Dez. Zu einem Theaterskandal, wie ihn Berlin noch nie gesehen hat, kam es gestern während der Aufführung von „Wilhelm Tell" im vormals königlichen Schauspielhaus. Geheiligte Güter der Nation pflegen von denen, die sie verhandelt haben, am lautesten in Schutz genommen zu werden. So demonstrierte eine lümmelhafte Klique, die den Dekorationsschund und die Operngegie der früheren Jahre vermißte, gegen die großflächige, lineare Inszenierung Leopold Jeßners. — Aber wenn man den Demonstranten nur Dummheit zuspricht, tut man ihnen zu viel Ehre an. Je weiter die Vorstellung vorschritt, desto deutlicher wurden Plan und Anlage des Krakels. — Man wollte die Schauspieler durch Unterbrechungen irritieren, die Aufführung nicht zu Ende gelangen lassen und den Intendanten bei seiner ersten Regieleistungen stürzen. Man begleitete die Reden der Söldner am Hut mit ironischen Zwischenrufen (weil die Szenerie nur Treppen, schwarzen Hintergrund und den Hut auf der Stange gab). Man lachte in Bassermanns Erzählung von der Sturmfahrt über den See.

Die Vorstellung wurde durch anhaltendes Pfeifen und Johlen gestört. Zu einem ungeheuren Tumult kam es, als Bassermann bei der Stelle „Durch diese hohle Gasse muß er kommen" angelangt war. Bassermann rief in den tobenden Zuschauerraum: „Werfen Sie doch diese Lümmels hinaus!" worauf es zu einem wilden Kampfe im Publikum kam, während sich der Vorhang schloß, nachdem Bassermann noch einmal vor dem Vorhang zum Hinauswerfen „dieser bezahlten Lümmels" aufgefordert hatte. Der Kampf endigte schließlich damit, daß die Ruhestörer aus dem Theater entfernt werden konnten, worauf sich der Vorhang wieder hob und Bassermann in seinem Monolog fortfahren konnte.

Zu den Skandalszenen erfährt die „Vossische Zeitung" noch folgende Einzelheiten: Die Lärmmacher waren über das ganze Haus verteilt; sie hatten ihre Posten im Parquette, im ersten, zweiten und dritten Rang aufgestellt. Als sie merkten, daß die Leitung des Staatstheaters nicht gesonnen war, sich ihr empörendes Treiben gefallen zu lassen, verschwand der größte Teil von ihnen. Doch gelang es den anwesenden Schutzleuten, noch fünf der Störenfriede zu fassen und hinauszuweisen. — Von dreien wurden die Namen festgestellt. Wie diese offensichtlich ganz systematisch organisierte Störung zustande kam, ist noch nicht völlig klar. Zum größten Teil scheint sie auf die hauptsächlich von deutschnational-antisemitischer Seite betriebene Hetze zurückzugehen, die sich gegen das neue Regime im Schauspielhause und gegen den Intendanten Jeßner richtet.

Bassermann über die Tell-Störungen.

Ein Mitarbeiter der „B. Z. am Mittag" interviewte Herrn Albert Bassermann, den Darsteller des Tell, über die Skandalszene im Staatlichen Schauspielhaus und hörte von ihm, daß Intendant Jeßner und die Darsteller schon vor der Vorstellung darauf gefaßt waren, daß es am Abend zu lärmenden und störenden Kundgebungen alldeutsch-antisemitischen Charakters kommen werde. „Darauf ließ," sagte Bassermann, „die Hetze schließen, die schon seit einiger Zeit in alldeutschen Kreisen gegen diesen neuen Intendanten betrieben wird. Der ganze Skandal war unzweifelhaft bestellte Arbeit."

„Es ist das unzweifelhafte Recht des Publikums, Dekorationen des „Wilhelm Tell" schön und gut zu finden oder nicht. Es war auch das Recht der Zuhörer, über die Darstellung ihr Gefallen oder Mißfallen zu äußern. Das konnte in der Form von Händeklatschen oder Zischen geschehen. Aber, daß man eine Vorstellung stört, während des Spiels auf der Bühne, laut dazwischen ruft, das geht nicht an. Ich wenigstens bin nicht gesonnen, mir derartiges gefallen zu lassen; solche Unverschämtheiten müssen aufhören.

Das war auch der Grund, weshalb ich gegen die Skandalmacher energisch Front machte. Als ich im 4. Akte auf die Bühne kam und schon nach dem ersten Verse: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen . . ." der Radau wieder losging, hatte ich das Empfinden, daß die Vorstellung nicht würde zu Ende geführt werden, wenn ich nicht irgend etwaas energisch dagegen tue. Und nur ich konnte es sein, der gerade auf der Bühne stand, denn wenn Herr Jeßner vor die Rampe getreten wäre, dann wäre ja der Skandal erst recht losgegangen. Und daß ich ja recht daran tat, die bezahlten Skandalmacher zur Ruhe zu verweisen, das bewies auch die spontane Zustimmung fast des ganzen Publikums und der Erfolg, daß die Vorstellung schließlich ohne weitere Störung zu Ende geführt werden konnte.

Wir haben uns übrigens alle auf der Bühne durch die alldeutsch-antisemitische Demonstration nicht aus der Fassung und aus der Stimmung bringen lassen. Man mag über die Dekorationsfrage denken, wie man will, das wird kaum zu bestreiten sein, daß der Geist der ganzen Aufführung ein einheitlicher und starker war, und dieser Geist heißt Jeßner."

Die Radaumacher in der Tell-Aufführung.

Albert Patry, Oberspielleiter am Staatstheater, äußerte sich im „Berl. Tageblatt" über die Lärmszenen in der „Tell-Aufführung" mit folgenden Worten:

„Wir waren schon seit längerer Zeit wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, daß in antisemitischen Kreisen der heftigste Zorn darüber herrschte, daß mit der Uebernahme der Leitung des staatlichen Schauspielhauses durch Herrn Jeßner nunmehr die „letzte christliche" Direktion aus Berlin verschwunden wäre, und daß man in gewissen Kreisen gesonnen sei, dagegen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln öffentlich zu demonstrieren! — Wir hatten selbstverständlich nicht das geringste getan, um uns vor etwaigen Angriffen zu schützen. Denn wir waren der Hoffnung, daß gegebenenfalls das Publikum selbst entscheiden würde, inwieweit etwaige Angriffe künstlerisch berechtigt seien oder nicht. In dieser Hoffnung haben wir uns glücklicherweise nicht getäuscht. Die Skandalmacher, die im Theater Politik treiben, waren so durchglüht von der Heiligkeit ihrer Mission, daß ihre Klugheit sie vorzeitig verließ; sie ließen sich hinreißen, schon während der ersten Szenen mit ihrem störenden Lärm zu beginnen! Das machte selbst die harmlosesten und unbefangensten Zuschauer stutzig. Jeder merkte deutlich, daß so früh am Abend für ein feindseliges Verhalten künstlerische Gründe nie und nimmer als Beweggrund gelten konnten. Man fühlte sofort die Absicht — und wurde verstimmt. Es war für uns alle eine Freude, zu sehen, mit welcher Einmütigkeit sich das gesamte Publikum gegen die Schreier erhob. Aber diese Leute hatten ein dickes Fell. Sie wurden in ihren Zwischenrufen kühner und kühner. Und als der Skandal während des großen Monologes im vierten Akt den Höhepunkt erreicht hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als dem deutlichen und unverkennbaren Willen des Publikums nachzukommen und die Hauptschreier durch die Polizei aus dem Zuschauerraum entfernen zu lassen. — Lustig war's, dabei zu sehen, wie sich zehn bis zwölf der Haupttrakehler schon beim Anblick der uniformierten Polizei im Geschwindschritt aus dem Parkett und dem ersten Rang entfernten. Ich konnte es nicht unterlassen, ihnen einige für ihren Mut höchst schmeichelhafte Worte zuzurufen. Etwa fünf bis sechs der Schreier waren inzwischen vom zweiten Rang teils verschwunden, teils durch die Logenschließer entfernt worden — und im dritten Rang endlich konnten mehrere Besucher durch die Polizei festgestellt werden. Gegen diese festgestellten Personlichkeiten könnte vielleicht auf Grund des Unfugparagraphen vorgegangen werden — aber Herr Jeßner sieht selbstverständlich davon ab, in dieser Angelegenheit irgendwelche gerichtlichen Schritte einzuleiten. — Das Publikum hatte in richtiger Erkenntnis der Sachlage sofort selbst die Rolle des Richters übernommen — und dieser Richterspruch genügt uns!

Radau bei Fontane-Feier.

Wir lesen im „Tag: Im Schauspielhaus scheinen von dem Hexensabbat um das Rütli noch einige bösartige Kobolde zurückgeblieben zu sein, die bei günstiger Gelegenheit aus ihren dunklen Ecken hervorspringen und sich auslegeln. Eine solche Gelegenheit bot die Fontane-Gedenkfeier des Vereins für Theatergeschichte. Nachdem J. Landau ausgiebig über „Fontane als Theaterkritiker" hinausgeplaudert und Professor Gregori Fontanesche Gedichte sehr schön gelesen hatte, begann Professor Otto Pniower einen Vortrag, der zwar weiter faßte als das Thema (F. als märkischer Dichter), vom Publikum aber als ausgezeichnete Charakteristik des Romanschriftstellers willig aufgenommen wurde. Bis Herr Doktor Heinrich Stümcke — wohl in der Besorgnis, seine eigene Rede nicht mehr in voller Pracht vom Stapel lassen zu können — aus der Kulisse heraus „Schluß" rief, schließlich auf die Bühne kam und Pniower um Beendigung seines Referats ersuchte. Hier setzten nun sofort die Skandalmacher aus Leidenschaft ein, und es erhob sich ein Lärmen von wahrhaft dadaistischem Gepräge. Wie, außerhalb des Vereins für Theatergeschichte, wohl bekannt, ist Otto Pniower leider nicht im Besitz der vollen Gehörskraft. Er wußte also zunächst gar nicht, um was es sich handle. Aber Herr Doktor Stümcke erschien nochmals auf der Bühne, der Konzertflügel für die nächste Nummer wurde dem Vortragenden fast auf die Füße gerollt, und die Zurufe, Lachsalven, Trampeleien und das ironische Klatschen ließen schließlich auch einen so vornehm weltfremden Gelehrten wie Pniower den „Wunsch des Volkes" erkennen. Daß ich nach diesen Ungezogenheiten gegen einen verdienstvollen Wissenschaftler aus dieser „Gedenkfeier" floh, wird man verstehen. Auf der Treppe vernahm ich noch Herrn Schlusnus' gewichtige Ballade: „— — und ich kann es tragen nicht mehr."

Erklärung.

„Wer von Euch kann mir sagen, was ein Lama für ein Tier ist?"

„Ein Lama, Herr Lehrer, das is einer, der hinkt."

— Gesinnungen, die einem Brot und Ansehen einbringen, sind mir immer verfänglich erschienen. Nur Ueberzeugungen, für die sich einer verachten und steinigen läßt, sind bewährt.

Konzert-Cafes.

Während in anderen Großstädten, beispielsweise in Wien, die Einrichtung der Kaffeehäuser mit Nachmittag- und Abendkonzerten verhältnismäßig neueren Datums ist, besitzt man in Groß-Berlin schon seit Jahren Konzertcafés und wundert sich, wenn in einem großen Kaffeehause mal keine Musikkapelle spielt. Da dürfte es denn interessieren, festzustellen, daß es früher eine Zeit gab, in der auch ein Berliner höchlichst erstaunt war, ein Kaffeehaus kennen zu lernen,, in dem Unterhaltungskonzerte stattfanden. Im Jahre 1780, kurz vor der Revolution, wurde in Paris auf dem sogenannten „alten Boulevard" zwischen der Rue du Temple und der Rue Menimoltant, das erste Konzertcafé eröffnet. In seinen im Jahrgang 1790 der in Berlin erscheinenden Deutschen Monatsschrift veröffentlichten Briefen „Ueber die Boulevards zu Paris" schreibt Friedrich Schulz dem erstaunten Leserkreise unterm 16. Juni 1789 folgendes:

„Was wir jetzt hinter einander gesehen haben, war nutrimentum spiritus, wir stehen nun wieder an einer ganzen Reihe von Anlagen für körperlichen Genuß. Hier die Bude eines Pastetenbäckers . . ., jetzt ein Caffee Turc, auf chinesische Weise gebauet und verziert; jetzt ein Bierhaus, mit der Ueberschrift: Excellente double biere de Mars und jetzt wiederum ein Kaffeehaus, das einzig ist. Denken Sie sich einen langen Saal, an dessen einem Ende ein förmliches Orchester für Vokal- und Instrumentalmusik angebracht ich; denke Sie sich fünfzig kleine Tische mit Marmorplatten belegt und mit Sesseln ohne Lehnen umpflanzt, auf welchen alt und jung, klein und groß beieinander sitzt und lacht und weint, und schmählt und liebelt; denken Sie sich das seltsame Geheul, Gewinsel, Gelächter und Gezische von zweihundert jungen und lebhaften Gästen, und nun lassen Sie Heerpauken dazwischen donnern, Trompeten schmettern, unreine Geigen krächzen, Flöten zischen, Bässe grunzen und blecherne Kehlen dazwischen tähen oder miauen. Lassen Sie dies ganz chaotische Geheul- und Geschrei- und Donnerkonzert von der niedrigen Decke des Zimmers zurückprallen und Ihnen beim Eintritt tosend entgegenschlagen: so haben Sie eine hör- und fühlbare Schilderung dieses seltsamen Saals und Sie werden sich damit begnügen. Dies ist ein „Caffee a Concert".

Polnische Hetze gegen das Freikorps Diebitsch.

Thorn. Polnische Blätter bringen folgende amtliche Meldung aus Warschau: Die polnische Regierung hat Nachrichten erhalten, daß die in Bromberg und Thorn stehenden Teile des Grenzschutzes geräumt sind und an ihre Stelle von den deutschen Militärbehörden die Eiserne Division aus Kurland herbeigezogen worden ist. Die polnische Regierung hat die Aufmerksamkeit der verbündeten Regierungen auf diese neue deutsche Ausflucht gelenkt, indem sie darauf hinwies, daß die Deutschen mit Hilfe der baltischen Abteilungen in Thorn und Bromberg wahrscheinlich dieselbe Komödie des Ungehorsams spielen wollen wie in Kurland und versuchen werden, den einrückenden polnischen Truppen Widerstand entgegenzusetzen. Angesichts dessen bittet die polnische Regierung die Entente, eine genaue Kontrolle der Polen zugesprochenen Gebiete einzusetzen. Tatsächlich hat das vor drei Wochen aus dem Baltikum zurückgekehrte Freikorps Diebitsch um Thorn Quartiere bezogen und wird hier bis zur Uebergabe verbleiben. Welcher Geist aber in Führer und Mannschaft dieses Korps lebt, zeigt die Tatsache, daß die Polen den Führer Oberstleutnant von Diebitsch zum Gouverneur wählen wollten, obwohl er Suwalki gegen sie gehalten hatte. Das Freikorps Diebitsch will auch im Frieden als ein Freikorps der Arbeit beisammen bleiben und auf genossenschaftlicher Grundlage eine Militärkolonie gründen entweder in Kurland oder in einem Moor bei Hamburg, das es urbar machen will.

Merseburg.

Die Einwohnerzahl des Kreises Merseburg beträgt nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 8. Oktober 1919 insgesamt 102,374 Personen. Davon sind 43,463 Personen männlichen und 48,911 Personen weiblichen Geschlechts. An Kriegsgefangenen befinden sich darunter 2925. Haushaltungen sind im Kreise 22,693. Gegenüber der Volkszählung von 1910 hat der Kreis eine Bevölkerungszunahme von über 10,000 Personen zu verzeichnen.

Wo sind die Reichsfarben?

Aus Berlin meldet man: Seit Monaten prangen alle unsere Hauptbahnhöfe im Flaggenschmuck, um unsere Kriegsgefangenen bei ihrer Heimkehr freundlich zu bewillkommnen. Wappenschilder zieren die Wände der Bahnhofsdurchgänge, und ein großer Willkommengruß ist überall zu sehen. Der erwählte Flaggenschmuck ist, soweit nicht noch die Ortsflagge angebracht ist, durchweg in den preußisch-brandenburgischen Farben, die dazu noch so zusammengestellt sind, daß sie von weitem den Anschein einer Flagge in den alten hohenzollernschen Reichsfarben schwarz-weiß-rot ergeben.

Nur eine Flagge ist nirgends zu sehen: Die neue Reichsflagge der Republik. Schämt man sich ihrer? Oder tanzt man der Regierung auf der Nase herum?

Hungerunruhen in Innsbruck.

Innsbruck, 5. Dez. Die trostlosen Ernährungsverhältnisse haben heute nachmittag zu neuerlichen stürmischen Straßenkundgebungen geführt, in deren Verlauf es zu Plünderungen gekommen ist. Um 3 Uhr nachmittags versammelten sich die Demonstranten und zogen zunächst zu dem Lagerhaus, wo sie einzudringen versuchten. Gendarmerie und Polizei zog blank und konnte nur mit Mühe die Demonstranten abwehren. — Diese schlugen hierauf in einer Reihe von Kaffeehäusern, in welchen Schieber zu verkehren pflegten, die Fenster ein. Eine Abteilung der Demonstranten drang in das Jesuitenkonvikt und plünderte hier die Vorratskammer während eine andere Gruppe die Vorräte des Jesuitenseminars plünderte. Die Polizei sah sich der Menge gegenüber machtlos. Die italienischen Patrouillen rückten aus und trieben die Demonstranten mit gefälltem Bajonett auseinander. Mehrere italienische Soldaten und ein italienischer Offizier erlitten durch Stockhiebe Verletzungen. Andere Gruppen der Demonstranten plünderten die Geschäfte in der Andreas-Hofer-Straße. Unter anderem wurde eine große Marmeladenhandlung vollkommen ausgeplündert. — Erst gegen 7 Uhr abends trat einigermaßen Ruhe in der Stadt ein.

Stiftungen für die Berliner Museen.

Im Haushaltsausschuß der preußischen Landesversammlung hat Wilhelm v. Bode auf die reichen Stiftungen hingewiesen, die den Berliner Museen in letzter Zeit gespendet worden sind: Ein Russe, der während seiner Krankheit das Kungewerbemuseum häufig aufsuchte, habe ungefähr 140,000 Mark zu Publikationen aus dem Gebiete des Kunstgewerbemuseums zur Verfügung gestellt. Höher noch sei die Beßler-Stiftung für das Völkerkundemuseum im Betrage von 1¼ Million Mark. — Die geschenkten Sammlungen stellen einen Wert von ungefähr 25 Millionen dar. — Die Sammlung von Kappel enthalte allein sechs Bilder von Rembrandt. Während des Krieges habe eine Frau Meyer und ihr Pflegesohn Professor Grosse eine hervorragende Sammlung chinesischer Kunst, besonders Bronzen, gestiftet, der frühere japanische Generalkonsul Jakoby eine Sammlung von japanischen Kunstgewerbegegenständen, die in Europa wohl kaum ihresgleichen hätten. Ferner sei während des Krieges die griechische Göttin aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. im Werte von 1½ Millionen Mark gestiftet worden, und das Gemälde Venus und der Orgelspieler. Die in den letzten Jahren dem Staate vermachten Gegenstände hätten einen Wert von ungefähr 7 bis 8 Millionen Mark.

Ferdinand Bonn ausgepfiffen.

Ein Rezitationsabend Ferdinand Bonns im Bayerischen Hof in München wurde regelrecht gesprengt. Bonn hatte kaum ein Gotheschen Gedicht mit viel Pose und mißfälliger Mimik vorgetragen, als schon Pfiffe ertönten und ein gewaltiger Lärm losbrach. Es waren viele Studenten im Saal. Das Bild des Simplizissimus, das, auf Bonns Kaiserfilm anspielend, den Gesinnungswechsel des von der Krone zur Ballonmütze hinstrebenden Mimen in schärfster Weise glossiert, wurde herumgezeigt und belacht. Einzelne, die für Bonn und die Fortsetzung seiner Rezitation eintreten wollten, wurden niedergeschrien und ihm selbst auf beleidigende Zurufe erwidert, daß man ihn in München nicht mehr sprechen lassen werde. Man einigte sich, daß das Eintrittsgeld nicht zurückgezahlt, sondern der Kriegsgefangenenhilfe zugewandt werden solle. Die Polizei mußte schließlich den Saal räumen. Das Erlebnis ist für Bonn um so bitterer, als er selbst Bayer ist und einst am Münchener Hoftheater nicht unbeliebt war, es aber damals schon fertig brachte, sich namentlich am Hofe mißliebig und damit am Hoftheater auf die Dauer unmöglich zu machen.

Stillegung Chemnitzer Maschinenfabriken.

Chemnitz, 4. Dez. Der Chemnitzer Bezirksverband der Metallindustrie teilt mit, daß er nach wie vor grundsätzlich zu Verhandlungen mit den Angestellten unter Vorsitz eines Vertreters des sächsischen Arbeitsministeriums bereit ist. Die Streikleitung der Angestellten der Chemnitzer Metallindustrie erwartet im Laufe des Donnerstags einen Vertreter des Reichsarbeitsministeriums, nach dessen Eintreffen man mit dem Beginn der Einigungsverhandlungen rechnet. Im Laufe des Mittwoch kamen die Sächsische Maschinenfabrik und die Zimmermann-Werke zum vollständigen Stillstand. Für Donnerstag rechnet man mit der Stillegung der Reinecker-werke, da ohne Werkmeier und technisches Personal der Betrieb nicht aufrecht erhalten werden kann. Da die Streikleitung die für die Lohnauszahlung in Betracht kommenden Angestellten nicht freigibt, ist auch die Lohnzahlung am Wochenende in Frage gestellt.

Umarbeitung der Lehrbücher der Geschichte.

In einem Erlaß des Kultusministeriums vom 6. 12. an die preußischen Provinzialschulkollegien und Regierungen heißt es: Da die bisher gebrauchten Lehrbücher für Geschichte den jetzt zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen, so ist eine durchgreifende Umarbeitung dieser Bücher erforderlich, die erst nach der Reichsschulkonferenz erfolgen kann. Für die Uebergangszeit bestimme ich, daß die bisher eingeführten Lehrbücher für Geschichte im Klassenunterricht nicht weiter zu benutzen sind und daß ihre Anschaffung von den Schülern und Schülerinnen nicht mehr verlangt werden darf.

Die Miliardenschuld Hamburgs.

Aus dem jetzt erstatteten Bericht des Rechnungsausschusses des hamburgischen Parlamentes über das Jahr 1917 ist zu ersehen, daß die allgemeine Anleiheschuld bereits Ende 1917 sich auf fast 1½ Milliarden, nämlich 1,424,478,687 Mark, belief mit einem durchschnittlichen Verzinsungssatz von 4.12 Prozent; Ende 1913 hatte die Staatsschuld 836,119,978 Mark betragen mit einem Durchschnittszinsensatz von 3.70 Prozent. Begeben wurden allein 1917 mit einer Verzinsung bis zu 5 Prozent 234,117,648 Mark neue Hamburger Anleihe, demgegenüber fand nur eine Tilgung von 54,440,600 Mark früherer Anleihen statt. — Das Jahr 1917 schloß ab mit einem ungedeckten Fehlbetrag von 168,646,413 Mark, der größer ist, als das ganze, auf 161,427,233 Mark festgestellte Einnahmesoll des Voranschlags. Der Voranschlag hatte die Ausgaben mit 210,661,019 Mark eingestellt, die Kriegsverhältnisse brachten es aber mit sich, daß die Nachbewilligungen von 195,986,880 Mark erforderlich wurden, und die tatsächlichen Ausgaben beliefen sich auf 385,330,647 Mark. Von den Nachbewilligungen erhielt allein die Finanzdeputation 160,849,073 Mark für die verschiedensten, aus dem Kriegsverhältnis erwachsenden Ausgaben. Dabei blieben damals die Kriegsteuerungszulagen, die seither ins Ungemessene gestiegen sind, noch in sehr mäßigen Grenzen; die Familienunterstützungen allerdings zeigten schon 1917 eine Höhe von 106,574,278 Mark, sie sind bis Juli 1919 auf 240,558,023 Mark angewachsen. Was die Fehlbeträge doppelt bedenklich macht, ist der allerdings nicht allein für Hamburg zutreffende Umstand, daß die riesenhaften Ausgaben nicht für werbende Anlagen geschehen sind, so daß also aus ihnen keinerlei Beihilfe zu dem erdrückenden Zinsendienst erwächst. Wie das die Hamburger Bevölkerung auf die Dauer wird durchführen können, das ist bisher auch den gewiegtesten Finanzleuten ein durchaus dunkles Problem.

Die Ausländer an den deutschen Hochschulen.

Eine allgemeine Studentenversammlung in Leipzig verhandelte über die Ausländerfrage an den deutschen Universitäten und beauftragte mit einer fast einstimmig angenommenen Entschließung den Allgemeinen Studentenausschuß, beim Senat und Ministerium auf folgendes hinzuwirken: Feindliche Ausländer sind sofort zu exmatrikulieren und so lange von der Hochschule fernzuhalten, bis unsere kriegsgefangenen Brüder heimgekehrt sind und so lange deutsche Studenten zu den feindlichen Hochschulen nicht zugelassen werden. Als Ausländer erhalten besonders gekennzeichnete Ausweise, haben keinen Anspruch auf soziale Vergünstigungen, Mittagstische, Kasino usw., sind in ihren finanziellen-Ausgaben unter Zugrundelegung unserer Valutaverhältnisse unter keinen Umständen günstiger zu stellen als deutsche Studierende. Wie mitgeteilt wurde, hat die Handelshochschule Mainz beschlossen, alle Ausländer so lange auszuschließen, bis unsere Kriegsgefangenen zurückgekehrt sind.

Auslieferung der „griechischen Göttin".

Im Kriege erregte die Erwerbung der archaischen griechischen Göttin durch das Berliner Museum berechtigtes Aufsehen. Der Millionenkauf war durch Vermittlung eines Unterhändlers in Paris selbst geglückt, nachdem die dortigen archäologischen Autoritäten zugreifen gezögert hatten. Und es gelang, die Marmorfigur über die Schweiz aus Feindesland herauszubekommen. Nachher war die Bestürzung der französischen Kunstbehörden groß darüber, daß sie sich das herrliche Werk hatten entschlüpfen lassen. Nun schildert jetzt Claude Anet die Herkunft der Figur und fordert ihre Auslieferung an Frankreich. Ueberflüssig zu sagen daß das bei der klaren Lage der Dinge — es handelt sich um einen rechtsgültig abgeschlossenen Kauf — reine Willkür wäre.

Beisetzung eines Opfers der Kieler Revolutionstage 1918.

Leipzig. Unter den Pflichtgetreuen, die in den vorjährigen Kieler Revolutionstagen ihr Leben dahingeben mußten, befand sich auch Leutnant z. See Wolfgang Zenker, Sohn eines Leipziger Großkaufmannes. Die sterblichen Ueberreste dieses Braven wurden nun in der neuen Zenkerschen Familienbegräbnisstätte auf dem Südfriedhofe beigesetzt. Bei der erhabenen Feier sprach ein Freund der Familie, Hofrat Walther Richard Linnemann, einige Worte der Weihe und des Gedächtnisses, die gleichsam als Ausdruck der Hoffnung und des unerschütterlichen Glaubens an eine einstige Wiedergenesung und Wiedererstarkung unseres deutschen Volkes und Vaterlandes ausklangen in den bekannten Hymnus des Hans Sachs' aus Wagners „Meistersinger", die der Chor der Petrikirche stimmungsvoll zum Vortrag brachte.

Die Gruft, die die Urne mit den sterblichen Ueberresten enthält, wurde hierauf mit einer Bronzeguß-Platte geschlossen, auf der zu lesen ist:

Wolfgang Zenker,
Kaiserlicher Leutnant zur See,
*am 11. August 1898 in Leipzig
† am 8. Novbr. 1918 in Kiel bei Verteidigung der Kriegsflagge auf S. M. S. „König" durch eine deutsche Kugel.

Die Wirte und die Weinfrage.

Stuttgart. In einer allgemeinen Wirteversammlung wurde der Regierung der Vorwurf gemacht, daß sie ihren Verfügungen bei den Erzeugern nicht den nötigen Nachdruck verliehen habe. Trotzdem die Regierung mehrfach darauf aufmerksam gemacht worden sei, daß in den Weinorten allgemein die Höchstpreise nicht eingehalten wurden, sei die Regierung nicht eingeschritten. — Jetzt erst, nachdem die Wirte in der Zwangslage den Wein unter Ueberschreitung der Höchstprpeise kaufen mußten, gehe die Regierung gegen die Wirte vor und beschlagnahme solche Weine. — Die beschlagnahmten Weine sollen zum Höchstpreise verkauft und an die Konsumvereine und Händler, die keine Weine kaufen konnten, abgegeben werden. Die Wirte-Organisationen Groß-Stuttgarts haben nun eine Erklärung angenommen, in der sie von den Behörden erwarten, daß auf die Zwangslage der Wirte bei der Beschlagnahme des neuen Weins Rücksicht genommen werde. Es sei auch unduchführbar, gegen sämtliche Weingärtner, Wirte, Händler und Privatpersonen, die württembergischen Wein gekauft haben, Prozesse wegen Höchstpreisüberschreitung einzuleiten. Durch ein zu rigoroses Vorgehen würden ganze gewerbliche Existenzen vernichtet. Die Wirte erwarten deshalb von der Regierung, daß sie ihren gesetzlichen Verfügungen ohne zu große Härten noch nachträglich Geltung verschafft.

Millionenschiebungen mit Geschützmetallen.

Aus Furcht vor Strafe hat sich der Zeugfeldwebel Liedtke von der Magdeburger Abwicklungsstelle des Artilleriedepots erschossen. Bei der Weiterleitung des von den abmontierten Geschossen gewonnenen Metalls wurden unter Beteiligung Liedtkes umfangreiche Schiebungen ausgeführt; mehr als dreißig Personen kommen dabei in Betracht, von denen bereits einige verhaftet sind. Es handelt sich um Millionenwerte, die verschoben worden sind. Entdeckt wurden die Unregelmäßigkeiten durch einen an den Schiebergeschäften Beteiligten, der mit seiner Abfindungssumme nicht zufrieden war.

Jubiläum.

Sora bei Wilsdruff. Pfarrer Konstantin Große beging heute sein 25jähriges Amts- und Ortsjubiläum.

Im Bolschewisten-Gefängnis in Budapest.

Anfang Dezember hat vor dem Gericht in Budapest die Verhandlung gegen die erste Serie der unter Anklage gestellten Kommunisten begonnen. Das Gros, etwa 400 Köpfe stark, befindet sich im Ofener Kriegsgericht am Margarethenboulevard hinter Schloß und Riegel. Ein Wiener Korrespondent hat gelegentlich eines Aufenthaltes in der ungarischen Hauptstadt die Erlaubnis erhalten, diesem Gefängnisse und seinen Insassen einen Besuch abzustatten. Er berichtet über die dort erhaltenen Eindrücke folgendermaßen:

Abgesehen von dem Fehlen jedes Komforts haben die gefangenen Kommunisten nicht zu klagen. Sie sind auch alle mit der ihnen zuteil gewordenen Behandlung zufrieden. Ein aus der italienischen Gefangenschaft heimgekehrter Offizier erklärte, daß es die gefangenen Bolschewisten bedeutend besser hätten als die österreichisch-ungarischen Offiziere in Italien, und ein Oberleutnant, der uns führte, versicherte, daß es die von den Bolschewisten verhafteten Offiziere nicht so gut gehabt hätten als die nun hinter Schloß und Riegel gesetzten Bolschewisten. Es sei dies ausdrücklich konstatiert, denn bei den Bolschewisten von Budapest handelt es sich zum allergrößten Teil um ausgesprochene Verbrechertypen. Viele von ihnen sind auch schon vorbestraft, zum Teil wegen Mordes, was ja auch begreiflich erscheint, wenn man weiß, daß unter Karolyi, der, wie es scheint, zum mindsten ein Halbnarr war, die Verbrecher in großer Zahl aus ihren Kerkern entlassen worden sind. Unter der Kommunistenherrschaft stürzten sie sich wie wilde Tiere auf das arme Ungarn.

Von den Insassen des Gefängnisses ist die bemerkenswerteste Figur der ehemalige Kommandant der „Leninbuben" genannten Elitegarde der Kommunisten Josef Cerny. Er ist aber besser war Matrose. Wer einen römischen Gladiator darstellen will, fände an ihm ein charakteristisches Modell. Er ist überaus eitel und renommiert alsbald mit seinen Liebesabenteuern zur Zeit seines Kommandos. Die Anklage legt ihm zur Last, daß er die berüchtigten Requisitionskommandos und Strafexekutionen ausgesendet habe, bei denen so viel unschuldiges Blut geflossen ist und so riesige Summen Bargeld und sonstiger Werte von den Unholden der Bevölkerung abgepreßt wurden. Die Ungarn bezeichnen Cerny als eines der blutigsten Ungeheuer der Geschichte. Er selbst leugnet keineswegs, was ihm zur Last gelegt wird, sondern erklärt zu seiner Entlastung nur, daß er die Befehle Bela Kuns einfach weitergegeben habe. Wenn er das zu tun sich geweigert hätte, hätte er seinen eigenen Kopf verloren.

Das Gegenstück zu Cerny ist der buckligе Otto Korwin-Klein, der Typus eines verwachsenen Juden, häßlich, mit überlangen Armen und überkurzen Beinen, mit einem Buckel und schwarzhaarig, während Cerny blond ist. Dieser Korwin ist der Chef der Polizei in der kommunistischen Aera gewesen. Aus sehr begütertem Hause stammend — sein Vater ist Sägewerkbesitzer —, hat er doch schon frühzeitig sich mit kommunistischen Schriften befaßt, mit 17 Jahren war er überzeugter Syndikalist, und er ist es auch heute noch und gehört zu den wenigen, die erklären, daß sie, wenn sie noch einmal die Macht hätten, genau so handeln würden, wie sie es getan. Nur auf den Trümmern dieser Welt über Blut und Leichen kann nach Ansicht dieses Fanatikers eine neue, bessere Welt erstehen. Er erzählte mit der größten Seelenruhe, daß er in der Aera Tisza zusammen mit einem gewissen Eugen Laszlo, einem gewissen Vargo und Julius Hevesy den Plan ausgearbeitet hatte, Tisza zu ermorden, die Ausführung wurde einem 17jährigen, schwindsüchtigen Jungen anvertraut, der sich jetzt in Wien in Sicherheit befindet, weil dieser im Falle des Gelingens der Tat nicht hätte zum Tode verurteilt werden können, da ihn seine Jugendlichkeit davor schützte.

Eines der größten Scheusale, die das Gefängnis birgt, ist Gabriel Schön. Dieser Elende ist erst 21 Jahre alt. Ihm wird zur Last gelegt, daß er den Kommunisten die Frauen und Mädchen besorgte, nach denen ihnen gelüstete. Er entledigte sich dieser Aufgabe meist in der Form, daß er zuerst die Gatten, Väter oder Mütter und sonstigen Verwandten seiner Opfer verhaften ließ und dann den betreffenden Frauen und Mädchen davon Mitteilung machte, indem er ihnen zugleich erklärte, sie würden hingerichtet werden, wenn sich die Mädchen und Frauen den Wünschen der kommunistischen Machthaber nicht fügten. Und viele mögen in ihrer Angst den Unholen zu Willen gewesen sein. Unter ihnen befand sich wie es scheint, keine Charlotte Corday. Wohl aber wäre Josef Cerny um ein Haar einer solchen erlegen. Ein Mädchen hatte bei ihm Zutritt gefunden, und eine Bombe eingeschmuggelt, die, wenn sie nicht rechtzeitig entdeckt worden wäre, das Palais, in dem Cerny residierte, in die Luft gesprengt hätte. Seit jener Affäre durfte keine weibliche Person mehr in das Palais Bathyany und gegen andere Anschläge war dieses mit ein Paar Geschützen und Maschinengewehren ausreichend bewacht.

Von den sonstigen Insassen des Gefängnisses sei noch des 19jährigen Burschen gedacht, der auf einer Eisenbahnstation den greisen einstigen Vizepräsidenten des ungarischen Parlaments Navay ermordete, der sich allgemeiner Verehrung erfreute. Förmlich schlotternd vor Angst erzählte dieser junge Bursche, daß er auf Navay zwei Revolverschüsse abgegeben habe, er sei aber noch nicht ganz tot gewesen und da habe ihm ein anderer Genosse zwei Schüsse in den Kopf gejagt, an denen er starb. Er habe damals nicht gewußt, was er tat. Dieser unreife junge Bursche ist der Typus der jugendlichen Unbesonnenen, die aus reinem Vergnügen an der Revolutionsspielerei bei jeder solchen Sache dabei sein müssen, und dann (sie wissen vielleicht selbst nicht wie) im Rausche der Leidenschaft, die schwerste Blutschuld auf sich laden.

Aus ganz anderem Holze ist der Henker Samuelys, Arpad Kohn-Kerekes, geschnitzt: Ein baumstarker Kerl von etwa 35 Jahren, kraftstrotzend und robust, wie ein Fleischergeselle aussehend, aber, wie er sagt, Metallarbeiter von Beruf. Er hat bei etwa 50 Morden mitgewirkt und 14 Opfern persönlich die Schlinge um den Hals gelegt, wie er ganz ohne jede Erregung mitteilt. Ja, wenn er erzählt, wie er die Verurteilten auf einen Stuhl unter den Baum gestellt habe, den man zur Exekution ausgesucht hatte, und wie die Delinquenten oft gar gezwungen wurden, den Sessel selbst mit dem Fuß zu entfernen, lächelt dieser Unhold, der das Exekutivorgan des blutrünstigen Samuely war. Diesen, erklärt er, habe er gefürchtet. Er habe oft mit ihm „Revisionsfahrten" unternommen, aber dabei immer ein unbehagliches Gefühl gehabt; seine Befehle habe er aber unweigerlich v